



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Brief Gustav Freytags

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bild des fremd gewordenen, leidenschaftlich verzognen kleinen Gesichts. Nach zweihundert Schritten war er stehen geblieben in der dumpfen Empfindung eines unbekanntem Schmerzgefühls. In seinen Schläfen hämmerte es; seine Stirn brannte. Er riß den Hut herunter und wandte sich seitwärts dem frischen Winde entgegen, der bereits in lebhaftern Stößen dahergefegt kam. So stand er, in anfangs zerfahrenem, allmählich gespannterem Grübeln auf demselben Fleck, ohne sich zu rühren. Er wußte nicht, daß ihn von draußen her, von wo er eben gekommen war, zwei scharfe junge Augen beobachteten.

(Fortsetzung folgt)



Ein Brief Gustav Freytags



Unter den Briefen, die sich aus den alten Grenzbotenzeiten erhalten haben, finden wir auch einen von Gustav Freytag, der ein kleines Bild aus seinem Siebleber Aufenthalt giebt — er hatte ein Jahr vorher sein dortiges Landhaus erworben.

In diesen Tagen, wo an Freytags Grabe viele Erinnerungen an vergangne Zeiten wach geworden sind, blicken auch wir gern über das zurück, was die Grenzboten von ihrem frühern Herausgeber getrennt hat. Der Brief zeigt das freundschaftliche Verhältnis, in dem damals Herausgeber und Verleger zu einander standen, und lautet:

Siebleben, 1. Juni 52

Lieber Grunow!

Sie verstehen es, Ihre Freunde warten zu lassen. Wissen Sie, daß Sie schuld sind, wenn ich hier ein ganz wilder uncivilisirter Mensch werde, der nichts Höheres kennt, als Vogelnester ausnehmen und Maikäfer fangen! Sie haben mir bis jetzt die Grenzboten vorenthalten und mich in die verzweifelte Lage versetzt, daß ich gar nicht mehr weiß, wohin die Weltgeschichte in den letzten 8 Tagen gerückt ist. Ich bitte Sie also dringend, ja ich beschwöre Sie bei Plutos Haupt und Ohren, senden Sie mir die letzten 4 Nummern der Grenzboten so schleunig als möglich, und fortan regelmäßig unter Kreuzband. Ich lese auch keine andere Zeitung als das Gothaische Tageblatt und bin deshalb wirklich in einer verzweifeltsten politischen Lage.

Sonst ist es schön hier, wie jetzt überall in der Natur. Eine allerliebste Baumbliüthe, etwas blaue Berge und gutmüthige Menschen haben die Existenz leicht gemacht. Von der Stadt Gotha habe ich bis jetzt sehr wenig gesehen, sie ist ein kleiner Gernegroß unter den thüringischen Städten, und die Leute bauen so viele neue Häuser, daß es gar keine Menschen mehr giebt, welche hineinziehen wollen. Die Mietthen sind deshalb hier merkwürdig billig, für 100 Thaler bekommt man ein ganzes Haus, und 200 Thaler zahlt hier in Gotha, glaube ich, Niemand, so groß ist gar kein Quartier.

Was mir hier sehr fehlt, ist die Turnstunde. Ich lasse mir eine Hängeleiter zwischen 2 Bäume nageln, das ist alles, was ich hier aufbringe. Wenn Sie mich im Sommer besuchen, wie ich voraussetze, so will ich Ihnen vorhängen, daß

Sie sich wundern sollen, aber es ist doch ein sehr mangelhaftes Vergnügen, so einsam zu hängen.

Richten Sie sich so ein, daß Sie mit Frau Grunow, meiner holden Gönnerin, welcher ich mich vielmals zu empfehlen bitte, in hübscher Sommerzeit auf ein paar Tage zu uns kommen. Es wird Ihnen auch recht gut sein, wenn Sie einmal herauskommen; Sie haben doch nichts Näheres als Thüringen; selbst wenn Sie nach dem Rhein wollten, müssen Sie bei uns vorbei, und meine Frau wie ich wir werden uns sehr freuen, Sie zu Lindenhaus in Siebleben bei Gotha zu begrüßen. Da haben Sie eine förmliche Einladung und ich bitte, sie nicht in den Schornstein zu hängen. (Die Unterschrift fehlt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Windmühlenkämpfe. Wie dumm, würden wir sagen, wenn wir Parteigänger oder Opportunisten wären, wie dumm, daß wir so voreilig unsre guten Freunde durch die Bekämpfung der Umsturzvorlage geärgert haben! Komten wir nicht geduldig warten und uns auf die Dummheit der Zentrumsparthei verlassen? Diese hat einen Bund zustande gebracht, der von Welbel über den Herrn von Kardorff bis zu Stöcker reicht, und was wir an Weihnachten 1894 allein gesagt haben, das predigen seit Ostern 1895 alle Käseblättchen mit Ausnahme der ultramontanen. Es hieße also Holz in den Wald tragen, wollten wir noch einmal auf den Inhalt der Vorlage eingehen, aber die Windmühlengesechte um den „Wechselbalg“ im Reichstage sind doch so charakteristisch für die politische Lage, daß wir wenigstens ein paar Episoden unsrer kleinen Chronik einverleiben müssen.

Die Sitzungen vom 8. und 9. Mai sind vielleicht die heitersten gewesen, die der Reichstag bisher erlebt hat; niemals ist so viel gelacht worden. Und wer sollte auch nicht lachen, wenn der Reichskanzler darüber klagt, daß der Teil der Bevölkerung, „der am lautesten nach Schutz und strengen Maßregeln gerufen hat,“ die Vorlage im Stich lasse, und daß die Kommission für die Ordnung zu wenig, für Religion und Sitte aber zu viel gethan habe. Oder wer sollte nicht lachen, wenn der Herr von Manteuffel die Überflüssigkeit aller Umsturzvorlagen darthut, indem er die Überzeugung ausspricht, daß wir vom Anarchismus deswegen nichts spürten, weil das deutsche Volk christlich und monarchisch gesinnt sei, und wenn der Kriegsminister dasselbe thut, indem er versichert, gegen den „Pöbel“ sei das Militär gar nicht nötig; den zu zügeln, genügten Polizei und Feuerwehr, was doch bedeutet, daß kein Mensch in den leitenden Kreisen an Revolutionsgefahr glaubt.*) Und wer sollte nicht heiter gestimmt werden, wenn Luer dem Centrum zuruft: „Sie haben die Nationalliberalen als den Ausbund politischer Unklugheit hingestellt; wenn Sie den § 111 annehmen, stellen Sie sich noch unter die Nationalliberalen!“ Manche bürgerliche Blätter haben, in ihrem Bericht die Begründung

*) An demselben Tage meldeten mittelparteiliche Blätter triumphirend, umfassende Umfragen hätten ergeben, daß überall am 1. Mai gearbeitet worden sei; das Prahlens der Sozialdemokratie mit ihrer Macht sei eitel Wind; die Brotherrn behaupteten überall mit leichter Mühe ihre unbedingte Herrschaft, und die Arbeiter gehorchten ohne Widerrede.